



DER SOGENANTE

ZWEITE GRAMMATISCHE TRAKTAT DER SNORRA-EDDA.

EINLEITUNG. TEXT. ÜBERSETZUNG.

HABILITATIONSSCHRIFT

DURCH WELCHE

MIT ZUSTIMMUNG DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

UNIVERSITÄT LEIPZIG

ZU SEINER

FREITAG DEN 26. APRIL MITTAGS 12 UHR

IM AUDITORIUM V DES BORNERIANUMS

ZU HALTENDEN PROBEVORLESUNG

ÜBER DIE NORDGERMANEN UND KELTEN

ERGEBENST EINLADET

DR. PHIL. EUGEN MOGK.

HALLE A. S.

BUCHDRUCKEREI DES WAISENHAUSES.

1889.

Während wir bei keinem anderen germanischen stamme eine grammatische behandlung der heimischen sprache im mittelalter nachweisen können — denn die „grammatica patrii sermonis“, die auf veranlassung Karls des Grossen in angriff genommen wurde (Einhardi vita Karoli c. 29), ist höchst wahrscheinlich gar nicht zustande gekommen —, finden wir in dem fernen Island, dessen bewohner auf geistigem gebiete in mancher beziehung den zeitgenossen vorausgeeilt sind, mehrere abhandlungen über die heimische sprache. Dieselben waren bis in die jüngste zeit meist verkant oder wenig benuzt[1]; erst unser grammatisches geschlecht hat sie hervorgezogen und ist bemüht gewesen, sie in das rechte licht zu setzen.

Die erste gründliche arbeit über die grammatische tätigkeit der alten Isländer waren Björn Magnússon Ólsens trefliche untersuchungen über die runen in der altisländischen litteratur[2]. Die wichtigsten ergebnisse nahm dann der verfasser in die einleitung zu seiner ausgabe der 3. und 4. abhandlung auf[3], und die herausgeber der beiden ersten, V. Dahlerup und Finnur Jónsson, bauten auf seinen resultaten im ganzen weiter[4]. Während aber V. Dahlerup die älteste grammatische arbeit nochmals scharf ins auge fasst und ihre bedeutung namentlich für die isländische schrift etwas anders und zweifelsohne richtiger darlegt, geht Finnur Jónsson gerade über die hauptfragen zu schnell hinweg und prüft weder die abhandlung auf ihren bau hin, noch untersucht er den zusammenhang ihrer überlieferung; er hält sich zu sehr an

1) Am meisten hat sie zweifelsohne A. Holtzmann zu würdigen gewust, der in seiner altdeutschen grammatik die erste abhandlung volständig und die zweite wenigstens teilweise übersezt (I. s. 55—66).

2) Runerne i den oldislandske Literatur ved B. M. O. Kbh. 1883.

3) Den tredje og fjærde grammatiske afhandling i Snorres Edda. Kbh. 1884.

4) Den første og anden grammatiske afhandling i Snorres Edda. Kbh. 1886.

Björn Ólsen, der den kleinen entwurf nur gelegentlich berührte, ihn aber nicht in den bereich seiner eigentlichen forschungen hineinzog. Daher komt es, dass trotz der neuen ausgabe auch heute noch die rechte würdigung dieses sogenanten „zweiten traktates“ fehlt.[1] Man stelt denselben durchweg im hinblick auf seine jüngere und verderbte überlieferung neben den wahrhaft bedeutenden orthographischen neuerungsversuch aus der ersten hälfte des 12. jahrhunderts und neben die mehr laut- und sprachgeschichtliche abhandlung des Ólaf Þórđarson: im vergleich mit diesen muss allerdings seine wagschale bedeutend steigen. Aber ich meine, es ist ein grosser unterschied, ob man eine orthographische oder sprachliche abhandlung vor sich hat, die auf die zeitgenossen bestimmend einwirken soll, oder bemerkungen über die bestehenden buchstaben oder laute, die nur zu einem bestimten zwecke, im hinblick auf ein bestimtes werk geschrieben sind. Jene kann man mit gutem rechte „grammatische traktate“ nennen, diese nimmermehr. Es lässt sich auch auf keinen fall an diese derselbe massstab legen wie an jene. Man hat dies aber bisher durchweg getan und dadurch die bemerkungen zu dem isländischen alphabete aus dem anfange des 13. jahrhunderts volständig verkant. Sie verdienen in ihrer ursprünglichen fassung überhaupt nicht den namen eines grammatischen traktates, sondern sie sind mit dem namen zu bezeichnen, der ihnen von haus aus nach dem willen ihres verfassers gehört, nämlich als die sprachliche einleitung zum Háttatal. Dass sie in die geselschaft der grammatischen abhandlungen gelangt sind, verdanken wir demselben unfähigen bearbeiter des Snorrischen werkes, der auch die übrigen teile der Edda auseinander riss und nach eignem gutdünken wider zusammenleimte. Um daher die bemerkungen zu verstehen, müssen wir sie vor allem aus dem zusammenhange herausreissen, in welchem man sie zu betrachten pflegt. Es ist aus diesem grunde geboten, nochmals auf die überlieferung einzugehen und die folgen, die daraus erwachsen, ins auge zu fassen, wenngleich Finnur Jónsson in der überlieferungsfrage schon im ganzen das richtige getroffen hat.[2]

1) Der lösung einer der wichtigsten fragen über die abhandlung, nämlich über ihre bedeutung, ist O. Brenner in einem kleinen aufsatze meines erachtens sehr nahe gekommen (Zs. f. d. ph. XXI, 272 fgg.).

2) Es ist merkwürdig, mit welcher beharlichkeit selbst F. J. noch an der alten auffassung des handschriftenverhältnisses hängt. Nachdem er schritt für schritt zu erweisen gesucht hat, dass die kürzere fassung die ursprüngliche ist (einl. s. XVI fgg.), lässt er nicht, wie man doch erwarten durfte, den ursprünglichen text zuerst drucken, sondern fügt ihn nur als „Tillæg“ bei (s. 56 fgg.). Auf die folgen der neuen auffassung der handschriften geht F. J. gar nicht ein und stelt so behauptungen auf,

Alles, was die Isländer über ihre schrift und sprache geschrieben haben, ist in der alten Eddahandschrift cod. AM. 242 fol., dem codex Wormianus, der aus der mitte des 14. jahrhunderts stamt, aufbewahrt.[1] Der schreiber oder vielmehr bearbeiter dieser handschrift benutzte bei seiner arbeit mehrere werke, deren bedeutendstes die wol von Ólaf Þórðarson herrührende fassung der Edda war, und vereinigte diese zu einem ganzen, das er durch eigene arbeiten erweiterte, mit vorrede versah und in seinen einzelnen teilen nicht selten verwässerte. Nach Sveinbjörn Egilssons vermutung[2] soll Berg Sokkason, der freund des bischof Laurentius und abt des Benediktinerklosters zu Munkaþverá diesen codex zusammengestelt haben, eine annahme, die anklang gefunden hat.[3] Ich sehe nicht recht ein, dass dieselbe irgend welche feste stützen habe. Die saga des bischofs Laurentius gibt uns ein ziemlich genaues bild von dem charakter und der tätigkeit des Berg; wir erfahren, dass derselbe mit eiserner festigkeit auf die beobachtung der klosterregeln sah (Bisk. s. I, 840. 850), wir hören, dass er ein vorzüglicher sänger und tüchtiger redner und prediger gewesen sei, wir lesen auch, dass er die geschichten der heiligen männer vortreflich ins isländische übersezt habe (Bisk. s. I, 832. 891)[4], aber nirgends erfahren wir etwas darüber, dass er sich auch eingehender mit heimischer litteratur beschäftigt habe oder dass er ein dichter gewesen sei, während doch

die wol für den überarbeiteten text, nicht aber für den ursprünglichen geltung haben.

1) Das kleine stück, das Björn Ólsen als anhang in seiner ausgabe der 3. und 4. abhandlung (s. 156 fgg.) nach cod. AM. 921. 4° hat abdrucken lassen, ist eine einfache interlinearversion der lateinischen conjugation. Zur zeit ungedruckte reime über die isländischen buchstaben enthält der cod. AM. 415. 4° (vgl. G. Storm, Islandske Annaler indtil 1578 s. VII).

2) Sn.E. AM. II s. 190 anm. 1.

3) Vgl. K. Müllenhoff DAK. V, 208. 230. Ich selbst habe lange zeit die ansicht geteilt, bin aber nach gründlichem durchlesen der Laurentiussaga, unserer hauptquelle über Berg Sokkason, ganz davon abgekommen, da sich aus der saga ein bild von der tätigkeit aller männer aus Laurentius zeit entwerfen lässt, die der verfasser in seiner erzählung charakterisiert.

4) In gleichem sinne d. h. im hinblick auf die missionstätigkeit ihres helden übersezte Berg auch die Ólafssaga Tryggvasonar des mönchs Odd von Þingeyrir. Ob die ausführliche fassung im cod. Holm. 1 fol. (Arwidsson, Förteckning öfver kgl. bibliothekets i Stockholm isl. hss. s. 3), die uns Bergs übersetzung der Ólafssaga bezeugt (Ólafssaga Tryggvasonar, er Bergr ábóti *snaraði*), die ursprüngliche arbeit des abtes ist, oder ob diese vorliegende nicht vielmehr auf eine kürzere fassung Bergs zurückgeht, wage ich nicht zu entscheiden, zumal wir noch keinen abdruck des cod. Holm. fol. 1 besitzen.

die Laurentiussaga von mehreren anderen männern, vor allem vom Laurentius selbst ganz ausdrücklich hervorhebt, dass sie vorzügliche „versificatores“ gewesen seien (Bisk. s. I, 794. 800 u. ö.). Beides muss aber bei dem verfasser der vierten abhandlung, der mit dem schreiber der ganzen handschrift zusammenfält, vorausgesezt werden. Da sich nun diese voraussetzungen auf Berg nicht anwenden lassen, halte ich Egilssons annahme mindestens für wenig wahrscheinlich. Dagegen finden sie sich bei einem andern manne derselben zeit, und diesen möchte ich mit ziemlicher bestimtheit als den urheber des cod. AM. 242 annehmen: es ist bruder Árni, der natürliche sohn des bischofs Laurentius. Zunächst ist die handschrift in bezug auf die schrift eine der vorzüglichsten aller handschriften, die wir besitzen, vielleicht die beste aus dem 14. jahrhunderte (vgl. das facs. nr. II in Sn. E. III). Ferner weist die geschichte des codex und seiner abschrift AM. 756. 4° darauf hin, dass derselbe im nördlichen Island geschrieben ist, wie auch G. Vigfússon ihn nach dem kloster þingeyrir verlegt[1]. Weiter: alles, was wir beim schreiber des codex voraussetzen müssen, was wir aber nicht bei Berg fanden, haben wir bei Árni.

Bruder Árni, wie ihn die annalen und die Laurentiussaga stets nennen, war der uneheliche sohn des Laurentius mit der þuríð Árnadóttir (Bisk. s. I, 807). Für ihn sorgte der vater nach kräften. Auf Laurentius' betreiben hin wurde er nach dem Lögmannsannáll, dem ich hierin folge (Storm, Isl. annal. s. 266) 1317 vom abte Guðmund als Benediktinermönch des klosters þingeyrir aufgenommen (Bs. I, 832). Als Laurentius 1324 zum bischof von Hólar geweiht war, ruft er auch den Árni nach dem bischofsitze, wo er neben Ólaf Hjaltason, dem lehrer in der grammatik, und Valþjóf, dem leiter des geistlichen gesanges, an der vom neuen bischof begründeten schule als lehrer tätig war (Bs. I, 846). Von hier aus begleitete er seinen vater widerholt auf visitationsreisen (Bs. I, 851). Damals sante ihn auch Laurentius nach Skálaholt zum bischof Jón, der ihn zum priester weihte (Bs. I, 850). Anfangs gehörte er zu den treflichsten klerikern (Bs. I, 832. 850), später gab er sich jedoch zuweilen der genusssucht hin, die ihn einst nach einem zu fröhlich verbrachten julfeste auf das krankenlager warf. Dadurch bereitete er seinem vater Laurentius ärgernis, der ihn nun unter ernsten

1) Corp. poet. bor. I s. XLV, doch irt Vigfússon, wenn er sagt, dass sich im cod. W. verse des bruders Árni citiert fänden. Nur das der handschrift beigefügte gleichaltrige fragment Wb. enthält eine visa Árnis (Sn. E. II, 500) und scheint noch mehr enthalten zu haben (vgl. Laufássedda in Sn. E. II, 632). Dies scheint von einem schüler des Árni zu sein, sicher nicht von ihm selbst.

ermahnungen nach dem kloster þingeyrir zurücksante, damit er hier sparsam sei, unterrichte und schreibe (Bs. I, 873. 913). — Von Árnis begabung scheint sein vater nicht viel gehalten zu haben, da er seine hand von jeder beförderung des sohnes fern hält, und da er ihm stets, mag er ihn als lehrer oder zu einer sendung verwenden, tüchtige männer zur seite stelt. Dieser Árni, berichtet nun die Laurentiussaga, sei ein vorzüglicher schreiber und dichter gewesen[1]. Dies stimt aber vorzüglich zum schreiber des Worm. Als lehrer bedurfte ferner Árni einer grammatica und ars poetica, da er hierin seine schüler zu unterrichten hatte. So mag unsere handschrift zu bestimtem pädagogischen zwecke entstanden sein: sie war ein werk für heimische sprache und poesie. Denn die muttersprache (*móđurtunga*) hielt Laurentius für die alleinige vermitlerin zwischen geistlichkeit und volk (Bs. I, 861 fg.); daher wird er auch den unterricht in dieser gefördert haben. Uns wird jezt auch die belesenheit des schreibers in den lateinischen grammatikern verständlich: er verdankte hierin seine kentnisse seinem collegen Ólaf Hjaltason, den Laurentius eingesezt hatte „*at kenna grammaticam*“ d. i. lateinische grammatik (Bs. I, 846). Zu diesen äusseren gründen, die für Árnis verfasserschaft sprechen, treten aber auch innere. Der schreiber muss natürlich das Háttatal gekant haben. Aber er scheint dasselbe auch gründlich studiert und sich zum vorbild genommen zu haben: in der vierten abhandlung sind nicht nur strophen aus Háttatal citiert, sondern auch widerholt die künstlichsten formen nachgeahmt. Nun sind aber unter bruder Árnis namen eine vísa und zweimal je zwei halbverse erhalten: beide zeigen offenbar kentnis von Snorris musterhættir im Háttatal. Sn. E. II, 500 finden wir in allen vier ungeraden halbversen den ersten stuđill (auf hochtoniger silbe) unmittelbar vor dem zweiten, den das lezte wort und die erste silbe des dritten fusses des halbverses enthält, gerade so, wie es Snorri beim refhvarfabróđir (Háttat. v. 23; Möbius II, s. 12) offenbar angestrebt hat; die beiden andern halbverspaare (Sn. E. II, 632) dagegen sind nach dem ganz seltenen grossen stúf (Háttat. v. 51) gedichtet, der in der alten poesie sonst einzig dasteht. — So laufen alle fäden, die uns der cod. AM. 242 betrefs seines verfassers gewährt, in Árni zusammen; der samler- und schreiberfleiss seines vaters Laurentius und dessen oheim þórarin kaggi (Bs. I, 790) können diese annahme nur stützen, da sie den weg zu zeigen scheinen, wie Arni in den besitz seiner vorlagen kam. Welches

1) Bs. I, 832: *varđ hann hinn framasti klerkr ok skrifari harđla sæmiligr ok versificator;* ebd. I, 850: *Var bróđir Árni hinn bezti klerkr ok versificator ok kenndi mǫrgum klerkum.*

diese gewesen sind, das dürfen wir nach den neuesten forschungen als feststehend ansehen.

Die eigentliche Edda komt für uns hier nicht in betracht; uns berühren nur die grammatischen arbeiten, die in ihrer gesamtheit im zweiten bande der arnamagnæanischen Snorra Edda (s. 1—249) und kritischer von dem Samfund usw. 1884—86 herausgegeben sind. Von diesen abhandlungen ist das älteste stück ein auszug aus dem runenalphabete des þórodd Gamlason und Ari (c. 1100), den Ólaf þórđarson im ersten teile seiner abhandlung aufgenommen hat. Auf diese folgt der zeit nach der traktat eines unbekanten verfassers, der um 1140 entstanden ist (I): sein verfasser verändert das lateinische alphabet seiner heimat, indem er unnütze buchstaben ausmerzt und neue einführt; er befreit die isländische schrift vom joche der ungenügenden lateinischen und schaft so eine mehr nationale schrift. Sein werk ist in jeder weise hervorragend und beherscht die ganze folgende zeit, die zeit, aus der die ältesten isländischen handschriften stammen.— Hierauf folgen die aus ihrem zusammenhange losgerissenen einleitenden bemerkungen über die sprache zum Háttatal in einer kaum wider zu erkennenden gestalt (II). Zeitlich schliessen sich dann die arbeiten Ólaf þórđarsons über die buchstaben und die rhetorischen figuren an (III). Die lezteren erweitert nun der schreiber der handschrift durch eigene forschung, indem er zugleich die meisten figuren durch eigene dichtung belegt (IV); allen diesen arbeiten fügt er schliesslich ein gemeinsames vorwort hinzu.

Während man sich mit dem, was die forschung unserer tage betrefs der I., III. und IV. abhandlung gefunden hat, bescheiden kann, wissen wir über die sogen. II. abhandlung nicht viel mehr, als was wir schon früher wusten; etwas tiefer in das wesen und den zweck derselben einzudringen beabsichtigen die vorliegenden untersuchungen[1].

1. Die überarbeitete gestalt und die ursprünglichere fassung.

Die sogenante zweite grammatische abhandlung der Snorra-Edda, wie sie noch die jüngste ausgabe bezeichnet, oder die einleitung zum Háttatal, wie ich der untersuchung vorgreifend dieselbe nennen möchte, ist uns in zwei gestalten überliefert: einer ursprünglicheren und einer überarbeiteten, die jene benuzt hat. Wie man im norden die spätere

1) Dass Finnur Jónssons bemerkungen (einl. s. XXVIII fgg.) auch andere nicht befriedigen konten, beweist Brenners schon erwähnter aufsatz.

fassung als die ursprüngliche ansah, zeigen die verschiedenen ausgaben der Snorra-Edda, G. Vigfússons verächtliche aussprüche über die ältere, reinere gestalt[1] zur genüge, und dass man auch in Deutschland dieser ansicht folgte, beweisen Holtzmanns bemerkungen in seiner althd. grammatik (I, 65 fg.) oder Möbius' worte zum Háttatal (I, 18). Das war die herschende ansicht, als ich Beitr. VI, 536[2] das gegenteil behauptete und andeutete, dass die jüngere gestalt überarbeitet sei und dass sich die quellen des überarbeiters nachweisen lassen. Zu ähnlichem resultate kam bald darauf Müllenhoff (DAK. s. 167 anm.) und später F. Jónsson (ausg. der II. abh. s. XVI fgg.).

Die älteste und relativ reinste gestalt unserer abhandlung ist erhalten im

cod. Upsal. coll. Delagard. no. 11.

Es ist derselbe codex, welcher die ganze Edda und was mit diesem hausbuche Snorris in engstem zusammenhange steht, in seiner relativ ursprünglichsten gestalt enthält. Hier findet sich die abhandlung auf den ss. 88—91, fült also gerade 2 bll. Vor ihr befinden sich die Skáldskaparmál, nach ihr ein entwurf des Háttatals, welcher die anfänge und die namen der 36 (ausschliesslich der 35.) ersten vísur des gedichtes enthält. Dieser fült gerade s. 92 und 93 der handschrift, und an ihn schliesst sich unmittelbar das commentierte Háttatal. Einen buchstabengetreuen abdruck dieser fassung der abhandlung haben wir im zweiten bande der arnamagnäanischen Edda (AM. II, 364—69) und in der ausgabe von Finnur Jónsson (F. J. s. 56—61). Zwei figuren sind der abhandlung beigegeben; diese sollen die worte der abhandlung veranschaulichen. — Ob wir in dieser fassung die ursprünglichste gestalt haben, wird sich weiter unten zeigen. Auf alle fälle ist ihre vorlage, von der unsere handschrift eine flüchtige abschrift ist, in der zweiten fassung unmittelbar oder mittelbar benuzt, nämlich im cod. Wormianus,

dem *cod. AM. fol. 242.*

Hier befindet sich die abhandlung bl. 40ª fgg., wo sie auf der 6. zeile begint. Sie steht zwischen dem 1. und 3. grammatischen traktate. Dass

1) Nachdem G. Vigfússon schon Sturl. I, LXXXI die alte fassung *an abridgment of the second Skalda Treatise* genant hat, äussert er sich im Cpb. I, XLVII: *a few bits of the Anonymous Grammarian's work, with imperfect broken text, but with the Tables referred to in „W", but not copied there, being probably missing in his original.* Von Vigfússon freilich war nicht zu hoffen, dass er in den fragen über die überlieferung der Edda jemals den klarsten nachweisen beistimmen würde; ihm war der Wormianus das α und ω, dem alles zum opfer fallen muste.

2) Daselbst ist z. 5 AM. II, 44 (st. 74) zu lesen.

sie nach dem willen des aufzeichners nicht unmittelbar an den 1. anschliessen soll, beweist der umstand, dass sich vor ihr ein freier raum von sechs zeilen befindet. Dagegen hat sie der schreiber als grammatische arbeit aufgefasst und auch äusserlich den inneren zusammenhang zwischen der 1. abhandlung und ihr angedeutet: während er bei zwei abschnitten der handschrift, die inhaltlich von einander verschieden sind, den zweiten mit einer grossen, 3 zeilen umfassenden initiale beginnen lässt, ist hier beim beginn der abhandlung nur raum für eine kleine, zweizeilige gelassen. An unsere abhandlung schliesst sich dann unmittelbar der traktat des Ólaf Þórđarson an.

Diese fassung der abhandlung ist nun auf der einen seite angefült teils mit ganz unangebrachter theologischer gelehrsamkeit, teils mit stellen aus dem ersten grammatischen traktate, teils mit stellen, welche scheinbar ganz in der luft hängen, — alles dies hat die fassung im cod. Ups. nicht. Auf der andern seite aber entbehrt der cod. Worm. der figuren der Upsalaer handschrift, auf welche er sich selbst zu widerholten malen beruft.

Das alte ist zerrissen und neu zusammengeflickt, und zwar, wie schon eine einfache lektüre beider fassungen lehrt, von einem geistlichen, der kein besonders grosses talent besessen haben kann, wie es sich ja beim bruder Árni zeigte. Wolten und müsten wir von dieser fassung ausgehen, wir würden nie unsere abhandlung verstehen können; sie ist verwirt und verwirrend. Ganz anders steht es bei der älteren fassung. Hier ist alles vom anfang bis zum ende rein sachlich, logisch durchdacht und scharf gegliedert, wenn wir von dem abschnitte absehen, der später besonders ins auge zu fassen ist.

In der auch den andern teilen der Edda eignen katechetischen weise begint der verfasser mit den drei arten des tones, nämlich:

1) des tones lebloser gegenstände und zwar a. solcher, die von selbst tönen (luft, wasser),
   und b. solcher, die durch die menschen zum tönen gebracht werden (stein, waffen); es folgen:
2) die laute der tiere (a. der vögel, b. der landtiere, c. der wassertiere),
3) die laute des menschen.

Die entwicklung ist volständig klar und durchsichtig. Der dritte punkt — und dies führt zugleich von der einleitung zum eigentlichen thema — gibt veranlassung, die organe, mit denen die menschliche sprache hervorgebracht wird, anzuführen und das bild zu gebrauchen, wie mund und zunge einem spielplatz gleichen, auf dem die einzelnen buch-

staben[1] mit einander spielen. An diese bemerkung reiht der verfasser unmittelbar einen zweiten vergleich: die sprache gleicht der auf der simphonie hervorgebrachten musik; wie diese durch das zusammenwirken von taste und saite hervorgebracht wird, so erzeugt das verbinden von consonant und vocal die menschliche sprache. Beide vergleiche werden dann durch figuren veranschaulicht, welchen eine eingehendere erklärung folgt. Wie nun das häkchen der taste und die saite zusammengreifen (*henda*) müssen, um den ton hervorzubringen, so müssen sich auch consonant und vokal verbinden, um den einfachsten klang der sprache und poesie zu erzeugen, und diese verbindung ist die hending. Mit dieser sind wir unwilkürlich zu dem grundpfeiler der skaldenmetrik geführt und wir verstehen, weshalb unsere abhandlung sich unmittelbar vor dem Háttatal, diesem sammelgedichte altisländischer versarten, befindet: sie ist die naturgemässe einleitung zu demselben.

Anders liegt die sache in der zweiten fassung der abhandlung. Hier ist dieselbe aus ihrem zusammenhange losgerissen und bildet ein in sich abgeschlossenes ganze, das sich nur durch die ähnlichkeit des inhalts mit dem vorhergehenden und folgenden ganz oberflächlich berührt. Indem dies aber vom Háttatal losgetrent wurde, bedurfte es einer volständigen umarbeitung. Dies sah selbst ein so wenig begabter bearbeiter wie Árni ein. Allein wohin wir auch blicken mögen, überall sezt diese neue arbeit die alte voraus, jene selbst ist ein ziemlich klägliches werk, nur zu oft ohne einsicht und überlegung niedergeschrieben. Man vergleiche gleich den eigentlichen eingang, den anfang von cap. 2 (AM. II, 46. FJ. 50[12] fgg.): *Nu hafa þesser luter*[2] *hliođ, sumer rǫdd ok sumer mal, sem sagt var.* Die lezten worte *(sem sagt var)* sind volständig unverständlich, da vorher kein wort von dem gesagt ist, was hier angedeutet wird. Nun hiess es aber in der ursprünglichen fassung (AM. II, 364, 4 fgg. FJ. 56[19] fgg.):

> *En þriþja hliođs grein er su, sem menninir hava; þat heiter hliođ ok rodd ok mal.*

1) Ich gebrauche dies wort im anschluss an das *stafir* des textes.

2) Die norwegischen eigentümlichkeiten, die wir mehrfach im cod. W finden, erklären sich ebenfals aus der annahme, dass Árni der schreiber sei. Árni stamte aus dem westlichen Norwegen, wo Laurentius seine mutter Þuríđ kennen gelernt hatte. In der altertümlichen kirche von Borgund, die noch heute den wanderer zum besuche ladet (Du Chaillu, Im lande der mitternachtssonne I, 417), ist er getauft; in den anmutigen gefilden dieser gegend hat er seine erste jugend verlebt (Bs. I, 807. 820).

Vorher sind hier die geräusche der elemente, die stimmen der tiere erwähnt. Sachgemäss geht der verfasser nun zur sprache der menschen über. Diese ganze entwicklung hatte der überarbeiter vor augen, als er jene worte schrieb, und da er nicht weiter darüber nachdachte, dass bei ihm erst folgen solte, was er in seiner vorlage gelesen hatte, so fügte er jenes an und für sich ganz sinlose *sem sagt var* hinzu.

Ferner heisst es (AM. II, 48 [10] fgg.; FJ. 51 [15]): *I fyrsta hring eru fiorer stafer* .... Es ist also von den spielplatzringen die rede, von denen vorher gesagt ist: *ok V hringar eru um þa stafi slegner eda setter i maals hætti.* Die ganze stelle ist uns widerum volständig dunkel; wenn wir die figur im cod. U nicht hätten, wüsten wir gar nichts mit ihr anzufangen. Sie sezt diese voraus und weist demnach schlagend auf den vorrang von U hin. Ja am schlusse dieses abschnittes können wir noch deutlich sehen, dass der überarbeiter jenen ring vor sich gehabt hat, sonst könte er nicht sagen (AM. 52, 6. FJ. 52 [28]): *Titlar eru her sva ritađar sem i ǫdrum ritshætti,* da doch weder vorher noch nachher der *titlar* erwähnung getan wird. Auch das ganze fünfte kapitel (AM. II, 56 fgg. FJ. 53 [22] fgg.) sezt die zweite figur des cod. U (AM. s. 368. JF. 57) voraus und wird erst durch sie überhaupt verständlich.

Zum glück hat der überarbeiter so ungeschickt gearbeitet, dass es uns nicht schwer fallen kann, selbst ohne hülfe der kürzeren fassung den echten alten kern herauszuschälen.

Ich finde in der arbeit eine dreifache quelle des schreibers und zwar:

1) den kern, welcher, von einigen misverständnissen abgesehen, ziemlich mit der kürzeren fassung übereinstimt.
2) interpolationen, die aus dem 1. traktate abgeschrieben sind.
3) bemerkungen des überarbeiters namentlich am eingange und schlusse, welche durchweg mönchsweisheit enthalten und zu den sprachlichen bemerkungen passen wie die faust aufs auge.

Am klarsten zeigt punkt 2, dass in der ausführlichen fassung unserer abhandlung eine überarbeitende hand tätig gewesen ist. Dass der 1. traktat viel früher als die junge gestalt des sogenanten zweiten entstanden ist, steht unumstösslich fest. Beide stimmen in verschiedenen stücken wörtlich überein; diese übereinstimmung ist so gross, dass sie sich nur als abschrift des einen aus dem andern erklären lässt.

Man vergleiche:

(AM. II, 52, $_5$. FJ. 52 [29]):
hefer titull ekki einkar eđli til stafs, helldr er hann til skyringar ritz.

dazu aus dem 1. trakt. (AM. II, 38 [2]. VD. 13 [9]):
Titull hefer enn ekki eđli til stafs, enn hann er þo til skyndingar ritz (natürlich ist dies die einzig richtige lesart).

Veranlassung, jene bemerkung einzufügen, gab das *titlar ero sva ritaþir her sem i oþrum ritzhætti* (AM. II, 367, $_2$. FJ. 59 [21]). Mit diesen worten schloss regelrecht die erklärung der figur; ein weiteres eingehen auf die *titlar* war nicht bezweckt, ja wäre überhaupt unangebracht gewesen. Allein der schreibselige überarbeiter ist noch nicht mit jener bemerkung zufrieden, dass die *titlar* eigentlich gar keine buchstaben sind, er muss uns auch noch die etymologie des wortes *titull* geben, natürlich auch nur aus dem 1. traktate.

(AM. II, 38 [11]. VD. 13 [16].)
Titan heitir sol, en þađan af er minkat þat nafn, er titulus er a latinu; titull kveđum ver þat er sem litil sol se, þviat sva sem sol lysir þars ađr var myrkt, þa lysir sva titull bok, ef fyr er ritinn.

(AM. II, 52, 4. FJ. 52 [30]):
Sol heiter Titan, heiter þađan af titulus i latinu, er ver kollum titul, þat er sem litil sol, þviat sva sem sol lysir heim allan, sva lýsir titull orđ rett ritin.

Nach diesem isidorischen erklärungsversuche, welcher sich in der ersten abhandlung mitten in der erklärung der einzelnen buchstaben befindet, fährt der verfasser von I mit der darstellung der einzelnen buchstaben fort. Das veranlasste auch den überarbeiter der zweiten abhandlung nochmals zu den buchstaben zurückzukehren. Er übersah dabei ganz, dass er etwas zu pergament brachte, was er schon (AM. II, 48. FJ. 51) im grossen und ganzen gesagt hatte. Bei dieser gelegenheit fügt er noch eine bemerkung über *x* und *z* (AM. II, 54 [6]. FJ. 53 [5]) hinzu und zwar widerum aus der 1. abhandlung (AM. II, 34 $_3$ FJ. 12 $_9$), ohne auch nur daran zu denken, dass sich diese nicht recht in einklang mit seinen früheren worten bringen lässt.

Es folgt ein neuer abschnitt, der abermals wörtlich aus der 1. abhandlung genommen ist.

(AM. II, 30 [16]. VD. 10 [12].)
Enn fyr þvi nu, at sumir samhliođendr hafa sin likneski ok nafn ok iartein, en sumir hafa hofuđstafs likneski ok nafn ok iartein,

(AM. II, 54 [10]. FJ. 53 [9].)
Enn fyrer þvi nu, at sumer samhliođendr hafa sitt likneski ok nafn ok iartein, enn sumer hafa hofuđstafs likneski ok skipat stofum,

en sumir hafa hǫfudstafs likneski ok skipat stǫfum sumra í nafni ok aukit atkræði bæði nafns ok iarteinar, en sumir hallda likneski sinu, ok er þo minnkat atkræði nafns þeira, ok iartein su, er þeir skulo hafa i málinu, skal þeiri lik er í nafninu verða, þa skal nu syna leita bæði likneski þeira ok sva nofn fyr ofan ritin, at yfir þat megi nu allt saman líta, er aðr var sundr lauslega um rætt.

enn sumer i nafni ok aukit atkræði bæði nafns ok iarteinar, enn sumer hallda likneski sinu ok er þo minnkat atkræði nafns þeira ok iartein su, er þeir skulu bera i malinu þeiri lik er i nafninu verðr; þa skal nu syna leita bæði likneski þeira ok sva nofn fyrer ofan rituð, at yfer þeim megi nu allt saman líta er aaðr var sundr lausliga um rætt.

Hierauf folgt in beiden abhandlungen das grosse und kleine alphabet, in II. wie der herausgeber in AM. ganz richtig hervorhebt „non sine confusione.“

Der vergleich der oben angeführten stellen bedarf wol keines kommentars, um die herübernahme des überarbeiters aus der ersten abhandlung als tatsache hinzustellen. Schauen wir jezt auf die beiden andern teile des überarbeiteten textes, auf den eigentlichen kern und die theologischen bemerkungen des verfassers. Auf den ersten blick tritt uns hier ein auffallender gegensatz vor die augen. Auf den klaren, logisch strengen gedankengang der ursprünglichen fassung in U machte ich schon aufmerksam: diese gedanken hat der überarbeiter im ganzen beibehalten. Wo sich U mit W deckt, ist alles rein sachlich, die sprache ist edel, aber ohne jeden rhetorischen schmuck. Von einem hinweis auf gott finden wir keine spur. Ganz anders der eingang und der schluss der überarbeitung. Bemerkungen ohne allen inhalt, unklarheit, tautologien und rhetorische wendungen, in denen der dichter sich nicht verleugnet (man vgl. die bindungen *skrýddr ok prýddr, neyti ok njóti, limir ok liðir*), eine breite, oft widerliche sprache, die öftere verbindung coordinierter sätze durch *eða* statt *ok*, dabei stete seufzer zu gott und zum schlusse das grosse halleluja auf den dreieinigen gott, das ist das machwerk unsers überarbeiters, durch welches er sich uns zur genüge als einen wol gläubigen aber ziemlich beschränkten kleriker vorstelt. Seine eigenen worte mögen zeigen, wes geistes kind er war:

(AM. II, 44. FJ. 50.)

Nu fyrer því, at maðrinn se skynsamlegum anda skryddr ok pryddr, þá skilr hann ok greiner allra luti giǫrr ok gloggra, en onnur kykvendi. þa neyti ok nioti þess laus með guði. hiarta manns kenner allz ok við hiartat liggr bæði barki ok velendi ok andblasnar

ædar renna þar upp ok rætaz bædi þær ædar, er bera vind eda blastr, blod eda liod, ok a annan veg horfa þær sva, at þær mætaz vid tungu rætr med þvi hverr er þarf; renn ok rǫdd upp fyrer hveriu ordi. þarf ok med ordi hveriu þriar þessar greiner: minni ok vit ok skilning; minni at muna orda atkvædi, vit at hugsa hvat hann vill mæla, skilning til þess, hvat i byr ordunum.

Und weiter heisst es am schlusse:

(AM. II, 58. FJ. 54 [10]).

Osanna, seger hon (tungan), þat þydiz a vaara tungu sva: græd þu oss. Enn þat er a ebresku mælt, ok stakk hana natturan til þess fyrer þvi at hon var fyrst ok gekk þa um allan heim, þangat til er gud skipti þeim. — Nu segir þar til, at henni þotti hann vera styrimadrinn, er hann skapadi hana ok af kristz nafni er kristnin kollud. Ver, er kristner erum, kollum hann hofud váárt, enn ver hans limer ok lidir, ok hans sonr er sa, er hann sendi hingat i heim, ok sa er váárr fader, en ver hans bǫrn. Var ok faderinn vænligr til at stiorna sinum bǫrnum sva sem bezt gegndi; var þi ordit or messunni til tekit, at hann vissi hverr lofsongr honum þotti mestr framm fluttr þessa heims vid sik sialfan, er þar ok vaar hialp oll i folgin, er um hans pisl er rætt ok saar, er hann þoldi a krossinum helga er or rann bædi blod ok vatn, ok i þi erum ver skirdir, er rett truum a almattkan gud. Ok þat hans holld ok blod, er i messunni er framm flutt, er vart farnest, þa er ver forum af þessum heimi. Nu skal þat vaan vaar at vætta þess at sva fremi fariz oss vel, er sva verdr sem hann hefer fyrer sied, at bædi se at hann er i fǫr med oss ok ver med honum, þa er ver forum heim til fodurleifdar vaarar; ok þa er hann hefer skipt sinu lidi sier til hægri handar epter domsdag, þa skulum ver hefja upp alleluia fyrer þvi at þat er eigi iardneska sǫngr; syngia þetta þa aller saman tiu fylki guds engla ok manna, þa er almattigr gud ferr medr sina ferd heim i himinrikis dyrd ok skulum þa una i sifellu sva at alldri skal epter verda med gudi almatkum þar sem hann er æ ok æ med fedr ok syni ok helgum anda, sa er lifer ok riker einn gud of allar allder verallda. amen.

Die angefügten stellen glaube ich genügen, um mein urteil über den überarbeiter zu rechtfertigen. Hervorgehoben sei nur noch, dass die bemerkungen über das Ósanna und das Alleluja aus Isidor (Orig. VI, k. 19) geschöpft sind, alles andere ist zweifelsohne machwerk des überarbeiters selbst. Von all dieser theologischen weisheit hat die kürzere fassung in U kein wort. Wenn wir nun auf der einen seite die als tatsache erwiesene herübernahme aus der ersten abhandlung im

auge behalten, dazu die volständige verschiedenheit auch der anderen stücke, auf der anderen seite aber hervorheben müssen, dass von allen diesen die fassung im cod. Ups. nichts hat, so glaube ich, liegt es auf der hand, wo der ursprüngliche text unserer abhandlung zu suchen ist. Auf diesen werden wir aber auch geführt, wenn wir endlich noch den kern in der ausführlichen fassung mit der kürzeren vergleichen.

Bereits die oben betonte tatsache, dass die fassung in W die in U voraussezt, muss uns für leztere handschrift einnehmen; weitere oft ganz widersinnige auffassungen und änderungen nötigen uns für immer mit der ausführlichen fassung zu brechen.[1]

AM. II, 48 ^{7}. FJ. 51 ^{12} heisst es in W:

Muđrinn er leikvollr orđanna, en tungan styriđ.

U hat nur:

Muþrinn ok tungan er leikvollr orþanna.

Lezteres ist das allein richtige. Der überarbeiter von W ist ganz aus dem bilde gefallen, indem er auf den spielplatz auf einmal das schifssteuer bringt, denn nur dieses bedeutet *stýri*. Doch selbst angenommen, *stýri* sei an unserer stelle das holz, mit dem man den spielball zu schlagen pflegte, das *knatttré* oder die *knattgildra*, wie es einmal in der Grettissaga (s. 27 ^{24}) heisst, so zeigt doch der ganze zusammenhang, dass dies hier unangebracht wäre: Auf der zunge spielen die feststehenden „buchstaben“ gerade so wie auf den lippen, und der gaumen ist nicht weniger tätig als diese beiden teile unserer sprachwerkzeuge.

Nach der ersten figur (AM. s. 367. FJ. 57), welche sich ja nur in U befindet, auf die sich aber der text beider fassungen beruft, heisst es in W (AM. 48 ^{9}. FJ. 51 ^{15}):

I fyrsta hring eru fiorer stafer, er heita hofuđstafir, þa ma til einskis annars nyta, enn vera upphaf ok fyrer ođrum stǫfum þ. v (so heisst es natürlich für das handschriftliche *ẏ*). *h. q.*

In U dagegen haben wir (AM. 366 ^{1}. FJ. 58 ^{1}):

I fyrsta hring ero IIII stafir; þa ma til enskis annars nyta en vera fyrer oþrum stofum —

Aus versehen hatte nun der ursprüngliche aufzeichner oder der schreiber der vorlage von U die an dieser stelle notwendigen buch-

1) Ich kann mich hier etwas kürzer fassen, indem ich auf die gründliche nebeneinanderstellung von F. Jónsson s. XVI fgg. verweise. Es sind hier hauptsächlich die stellen herausgegriffen, die F. J. nicht berührt oder die ich anders aufzufassen gezwungen bin.

staben *þ. v. h. q* weggelassen und sie unter dem runenzeichen ᚠ an den rand geschrieben. In dem uns erhaltenen cod. U sind sie aber falsch eingetragen und eine zeile zu tief gekommen (ein recht charakteristisches beispiel für den flüchtigen und gedankenlosen schreiber von U!). Dabei hat der schreiber von U nicht unterlassen, in seiner fahrlässigen weise auch das ᚠ mit in den text aufzunehmen. Auf *stofum* muss also folgen: *þ. v. h. q.* Dies gibt allein sinn und recht guten sinn. Die note zu AM. II, 366: „*þ, h, q* ad primum, ᚠ ad secundum, *y* ad tertium circulum pertinet" ist ohne sinn. Dass die rune hier nicht am platze und einfach durch jenes schreiberversehen in den text gekommen ist, liegt auf der hand. Wie aber dieses zeichen gebraucht wurde, um versäumtes nachzuholen, zeigt z. b. die Konungsbók der Grágás (*Grágás III, Stykker, som findes i* AM. 351 fg. usw. s. 483). Und dass man *ẏ* — so hat die handschrift — nicht als bilabiale tönende spirans auffasste, ist nicht recht verständlich, da ja diese schreibweise für *v* in den isländischen handschriften ziemlich oft vorkomt (vgl. z. b. Gíslason, Um frumparta s. 61 fgg.).[1] Prüfen wir nun aber die stelle auf ihren inhalt hin. Nach W sollen sich *h, v, þ, q* nur im anlaut und vor anderen buchstaben finden. Das ist unrichtig, denn in allen handschriften können wir *v* und *q* — *þ* bleibe zunächst noch bei seite — auch im inlaute finden. (Gislason a. a. o. s. 61 fgg. 82 fgg). Es kann allein nach U heissen: *þ, h, v, q* finden sich nur vor anderen buchstaben, d. h. sie kommen nie im auslaut vor.[2] Dass aber der überarbeiter von W gerade auf das *vera upphaf* einzig und allein den ton gelegt hat, beweist das folgende, denn er bringt durch diese auffassung einen zweiten unsinn in seine arbeit, der sich auch in den folgenden teilen seiner überarbeitung widerfindet. Da nämlich unser kleriker von der annahme ausgieng, dass jene laute nur im anlaute vorkommen, bezeichnet er sie als *hǫfuðstafir* (*er heita hofuðstafir* AM. II, 48[10]. FJ. 51[15]). Und als er nach einer stelle aus dem 1. traktate (AM. II, 52_1. FJ. 53[1]) von sich selbst abschreibt, widerholt er diese auffassung, die er höchst wahrscheinlich aus der 1. abhandlung erschloss, ohne dabei zu merken, dass *hǫfuðstafr* in dieser eine ganz andere bedeutung hat. Hier hat nämlich das wort durchweg die bedeutung „majuskel." Der überarbeiter wirft also den buchstaben, der nicht im auslaut stehen darf, mit dem zusammen, der nur im anlaut vorkomt, er vermischt weiter

1) Vgl. dazu Finnur Jónsson (s. 91 fg.), der sich ähnlich ausspricht.

2) Brenner betont ebenfals (a. a. o. s. 275), dass unsere stelle auf nichts anderes hindeute, als auf die unfähigkeit dieser vier buchstaben „im wort- (und silben-) auslaute" zu stehen.

konsonant im anlaut und majuskel — genug zeugnis, dass er selbst für die einfachsten dinge wenig verständnis hatte.[1]

AM. II, 50^{16}. FJ. 52^{5} heisst es: *a i o y. Þesser giora einar saman mǫrg orđ, enn skamt mal giǫra Þeir sialfir.* — Die vier vokale *a, i, o, y* fehlen in U, mit vollem rechte, denn:

1) alle vokale — *Þesser* geht auf die laute im dritten ringe der figur — können ein wort ausmachen, nicht nur jene vier;
2) W komt mit sich selbst in widerspruch, da es später wie U auch *y, æ, ey (ei)* unter den beispielen anführt.

Das widersinnige *af 'hneigingum* (AM. II, 52^{3}. FJ. 52^{17}) in W ist schon von Rask nach U verbessert.

Dass AM. II, 52^{5}. FJ. 52^{18} überall die einfache majuskel für die verdoplung steht, ist auch nicht richtig, wie widerum die figur und jede handschrift aus dem 13. jahrhundert zur genüge zeigen. U hat die verdoplungen richtig.

So zeigt sich fast an allen stellen, wo die frage an uns herantritt: welche fassung enthält das richtige? dass U nicht nur die richtige, sondern überhaupt die einzig mögliche lesart bietet. So lange man aber dies nicht erkant hat, wird man weder dem verfasser auf die spur kommen, noch die bedeutung der abhandlung begreifen. Wir müssen dieselbe volständig aus der gemeinschaft der grammatischen abhandlungen, in die sie nur der mönch von Þingeyrir gebracht hat, lostrennen und sie mit U als teil des werkes betrachten, dem sie allein angehört, der eigentlichen Edda.

1) Finnur Jónsson nimt die lesart von W in den text auf (s. 63^{24}), jedesfals im hinblick auf die *undirstafir* (65^{3}), d. i. die konsonanten, die nicht im anlaute stehen dürfen. *Hǫfuđstafir* komt in der nordischen sprache in zwiefacher bedeutung vor: im ersten grammatischen traktate als majuskel und in Snorris Háttatal als hauptstab des halbverspaares, der in der skaldendichtung den zweiten halbvers beginnt und den stabreim der beiden vershälften behersċht; nach ihm richten sich die *stuđlar* (Möbius, Háttat. II, 1^{26} fgg.). Im einen wie andern falle haben wir sprachlich richtige zusammensetzungen, denn *hǫfuđ-* als erster teil der composita bezeichnet sowol die räumliche grösse als auch die hervorragende stellung, die der zweite teil der zusammensetzung in seiner gattung einnimt. Anders stände es mit der erklärung des *hǫfuđstafr* in der vorliegenden abhandlung, selbst wenn wir das wort übersetzen könten „buchstabe, der nur im anlaute vorkomt.“ Dann könte einer der vier buchstaben doch nur *hǫfuđstafr* der buchstaben des wortes sein, an dessen spitze er steht. Fast jedes andere wort hätte einen andern *hǫfuđstafr* und wie viel buchstaben berechtigt sind, an der spitze eines wortes zu stehen, so viel wären auch berechtigt, *hǫfuđstafir* genant zu werden.

